Interview Rahel Hartmann Schweizer

Zwischen Heimatstil, «weicher» und «harter» Moderne

Der Architekt des Schwesternhauses (1956–59) in Zürich, der 1. Etappe der EPFL in Lausanne (1973–84), des Fakultätsgebäudes für Agrikultur der Garyounis-Universität Benghazi in El Beida, Libyen (1981–83), Jakob Zweifel, hat die Geschicke der «Schweizerischen Bauzeitung» über Jahrzehnte miterlebt, als Architekt, als Mitglied der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker (GEP), als Kulturmäzen.

Wo haben Sie die ‹Bauzeitung› zum ersten Mal gelesen?
Unter der Kuppel des Poly. Ich studierte ja am Poly zwischen 1941 und 1946 und entdeckte bald, dass dort oben – damals war die Bibliothek des Polytechnikums noch unter der Kuppel untergebracht – die Bände der ‹Bauzeitung›, bis ins letzte Jahrhundert zurück, zu finden sind. Auf die ‹Bauzeitung› stiess man schon deshalb fast automatisch, weil es damals ja noch nicht eine so grosse Auswahl an Architekturzeitschriften gab wie heute. Und das *Werk* fokussierte eher auf Entwicklungen im Ausland, während die ‹Bauzeitung› das aktuelle Baugeschehen thematisierte.

Wofür brauchten Sie die ‹Bauzeitung›? Inwiefern war sie Ihnen nützlich? Was interessierte Sie?
Zum ersten Mal gebraucht habe ich sie bei Linus Birchler. Er war Ordinarius für Kunstgeschichte am Polytechnikum, wie die ETH damals noch hiess, und Mitbegründer des Vereins ‹Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft›. Beim Vordiplom befragte er die Studenten immer über Bauten aus der Region, in der man aufgewachsen ist. Neben Zürich musste ich mich auch über Wil, Wattwil und Glarus auskennen. Dafür war die ‹Bauzeitung› prima, weil sie nicht wie die Kunstgeschichte-Bände in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abbrach, sondern auch aktuelle Bauten von zeitgenössischen Architekten publizierte. Als Ergänzung des Kunstgeschichte-Studiums war die ‹Bauzeitung› glänzend, und ich hielt mich daher oft in der Bibliothek auf, um sie zu studieren.

Nach dem Studium dürfte sich das Interesse an der Zeitschrift verändert haben?
Ja, das Studium würde ich als eine erste Phase der Lektüre der ‹Bauzeitung› bezeichnen. Die zweite Phase setzte nach dem Diplom ein, als ich mich selbstständig gemacht hatte. Nun war die ‹Bauzeitung› eine hervorragende Information über die Wettbewerbe. Man hatte sie natürlich noch nicht abonniert – aber man konnte sich darauf verlassen, dass dort alle Wettbewerbe komplett ausgeschrieben sind. Ich studierte die Wettbewerbe, die Resultate und vor allem auch die Juroren. Man

In dem Wohn- und Geschäftshaus im Seefeld, das er in den Jahren 1957–60 baute, befand sich auch sein Büro. Heute lebt Jakob Zweifel in dem Gebäude (Bilder: rhs/red., «Nachkriegsmoderne Schweiz», Basel, Boston, Berlin 2001)

wollte wissen, wer wie jurierte. Anhand der Jurierung konnte man sich nämlich ausrechnen, wie gross die Chancen waren, eine Ausschreibung zu gewinnen.
In Wil, wo ich aufgewachsen war, beispielsweise stand der Neubau der reformierten Kirche an. Die datierte aus den Jahren 1890/95 und war, weil die Reformierten damals eine Minderheit gewesen waren, billig gebaut. Eine Sanierung schien sich angesichts des Wachstums der Gemeinde nicht zu lohnen, weshalb sie einen Wettbewerb ausschrieb – die Gelegenheit für mich. Als ich dann aber sah, wer im Preisgericht sass – die Lobby von Walter Henne – wusste ich, dass ich keine Chance haben würde. Und Walter Henne gewann denn auch. Für die Wettbewerbe war die ‹Bauzeitung› also wunderbar. Denn man fand heraus, welche Juroren ‹weiche Typen›, also eher dem Heimatstil oder einer verwässerten Moderne zugeneigt waren.

Als Vertreter der zweiten Moderne hat Sie die Berichterstattung denn auch wohl nicht immer begeistert? Vor allem in der Ära von Peter Meyer wurde das ‹Neue Bauen› oft geschmäht und eher Villen mit volkstümelndem Charakter publiziert.
Man muss dazu wissen, dass damals noch eine Spannung herrschte zwischen Heimatstil und Moderne, wobei der Tenor eher dem Heimatstil zugeneigt war. Die zweite Welle der Moderne war zu Beginn des Krieges noch nicht so entschieden. Die harte Moderne hatte noch keine Chance. Ihren Vertretern wurde vorgeworfen, sie seien zu kalt, zu wenig gefällig. Und weil die Architekten in den Krisenjahren froh sein mussten, wenn sie für 300 Franken eine Stelle bekamen, lavierten manche, wurden geschmäcklerisch, wagten nicht, eine harte Moderne zu vertreten, und machten Konzessionen. Sie mussten sich fragen, was für einen Sinn es hätte, bei einem Wettbewerb sofort rauszufliegen. Sogar Haefeli, Moser & Steiger wurden etwas knusprig.

Aber auch nach dem Krieg verhielt sich die ‹Bauzeitung› der Moderne gegenüber doch recht reserviert?
Hm. Die Jungen, die nach dem Krieg die Moderne vertraten, waren besser dran. Dennoch: Auch ich dachte beim Schwesternhaus in Zürich (1956–59, Red.), wir hätten ohnehin keine Chance, und lud das Büro nach der Wettbewerbsabgabe zum Nachtessen ein und sagte den Mitarbeitern: ‹Nach der Entscheidung der Jury laufen wir sowieso mit hängenden Köpfen herum. Mit diesem Hochhaus kommen wir nicht durch, aber wir sind überzeugt, und darum machen wir das.› Es war denn

Jakob Zweifel wurde am 29. September 1921 geboren, absolvierte 1941–46 das Architekturstudium an der ETH in Zürich, war 1946–49 Assistent bei Prof. William Dunkel, ETH, und eröffnete 1949 sein eigenes Architekturbüro erst in Zürich und Glarus und ab 1971 in Lausanne. Er unterstützte während Jahrzehnten das Theater an der Winkelwiese finanziell und ideell. Er lebt im Wohn- und Geschäftshaus im Seefeld, das er zusammen mit Heinrich Strickler 1957–60 realisierte.

auch ein Einzelner, Hans Hofmann, der sich für die Realisierung ins Zeug legte. Und auch Jacques Schader stiess mit seinem Schulhaus Freudenberg (1956–60, Red.) keineswegs auf ungeteilte Zustimmung – im Gegenteil. Dass der Bau realisiert wurde, ist dem Lausanner Hans Brechbühler zu verdanken, der den Bau förmlich durchboxte. Selbst Ernst Gisel schrieb im *Werk* einen Schmähartikel über das Freudenberg.

Das Schwesternhaus kam besser weg?
(lacht) Dazu gibt es eine amüsante Episode. Nach dem Wettbewerb verriss Hans Marti das Schwesternhaus in der ‹Bauzeitung›. Ich erinnere mich an den Satz: ‹Da spuckt das einfach geöffnete Haus 300 Schwestern auf einmal aus.› Ich traf Marti dann anlässlich einer Versammlung der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker (GEP) und erläuterte ihm meine Sicht der Dinge. Bei der Vorstellungsrunde mit den Leuten, die an unserem Tisch sassen, wurden wir beide beglückwünscht. Dieselben Leute gratulierten sowohl dem Kritiker als auch dem Architekten. Ich beeindruckte wohl, weil ich nicht beleidigte Leberwurst spielte, sondern zur Debatte einlud. Nach der Realisierung des Personalhauses würdigte Marti den Bau dann positiv.
Überhaupt war die Zeit, da Hans Marti Redaktor für Architektur war, wohl eine der glücklichsten der ‹Bauzeitung›. Ich schätzte, dass er in seinen Aufsätzen städtebauliche Probleme aufgriff. Die Landesplanung war damals noch jung, und Marti schrieb grundlegende Artikel. Er war couragiert und titelte auch schon mal ‹Machen sie diesen Blödsinn nicht›. Wenn ich mich recht erinnere, ging es um das so genannte Y, die Autobahn in die Stadt Zürich.
Marti nahm auch oft zu Wettbewerben Stellung – nach dem Schwesternhaus wurde er vielleicht etwas vorsichtiger (lacht). Er war liberal in seinen Auffassungen, hatte keine vorgefassten Meinungen und war couragiert.

Gab es auch Phasen, da Sie sich geärgert haben?
Ja, die unter der Nachfolge Martis, als Gaudenz Risch (1962, Anm. d. Red.) die Architektur übernahm. Das war eine schlechte Phase der ‹Bauzeitung›. Die Wettbewerbsberichterstattung war mangelhaft. Und das Grossereignis, die Landi 64, wurde für meine Begriffe einseitig dokumentiert: sehr detaillierte Ausführungen über die Konstruktionen, aber kaum ein Wort über die Philosophie Camenzinds. Ja, und dann gäbe es ein Müsterchen zu erzählen, aber das muss man nicht schreiben anlässlich eines Jubiläums…
Es war die Zeit – Mitte der 60er-Jahre – da sich Werner Jegher und Adolf Ostertag zurückzogen (1966, Anm. d. Red.), keine Nachkommen hatten und den Titel dem SIA verkauften.

Durch die Übernahme des SIA wurde der Titel dann doch stärker bei Architekten und Ingenieuren verankert – nicht zuletzt mit dem ‹Pflicht›-Abo?
Wogegen ich opponiert hatte… Vor allem eine publizistische Kampagne ist mir aus dieser Zeit in lebhafter Erinnerung. In den 80er-Jahren lancierte eine Gruppe von Ingenieuren und Architekten unter dem Namen Unitas einen Vorstoss zur Stärkung unserer Selbstständigkeit. Wir stemmten uns gegen die Bevormundung durch Generalunternehmer und gewannen dafür sogar die Unterstützung in Wirtschafts- und Politikkreisen. Diese wollten wir in einem Kuratorium einbinden, das gegen aussen als Patronatsorgan der Gemeinschaft gewirkt und ‹Kanäle und Verbindungen› (Wortlaut des Papiers, Anm. d. Red.) geöffnet hätte. Der SIA verabschiedete 1989 das Papier, strich indes die Idee des Kuratoriums, was unserem Vorstoss die Speerspitze brach, die breite Abstützung und mithin die Durchschlagskraft nahm. Publizistisch aber war die Berichterstattung darüber in der ‹Bauzeitung› – nunmehr unter dem Titel *SI+A* – ein Highlight. Die Zeitschrift propagierte unser Berufsbild und bildete eine Arbeitsgruppe, die in steter Folge Leitartikel zu diesen damals – wie heute – brennenden Fragen verfasste. Sie führte in der Frage der Selbstständigkeit eine Tradition fort, die Werner Jegher und Adolf Ostertag begründet hatten.

Einen einschneidenden Wandel machte die ‹Bauzeitung› noch einmal vor vier Jahren durch, als Layout und Name der Zeitschrift änderten, die seither als ‹tec21› erscheint. Welchen Anklang fand dieses ‹Facelifting› bei Ihnen?
Der neue Auftritt gefällt mir, aber die Entwicklung zu *tec21* habe ich wegen meines schwächer werdenden Augenlichts nicht mehr verfolgen können.